

Und gerade jetzt, da viele in Bulgarien aus dem Geiste und dem Vermächtnis der damaligen völkischen Wiedergeburt ein Glaubensbekenntnis für die neuen Generationen zu machen gedenken, schätzen wir uns jedesmal glücklich, wenn man in den Formen unseres heutigen städtischen Gemeinlebens Züge findet, die an die sittliche Erhabenheit der damaligen Wiedererweckung, an die Zeit der stolzen Selbstbestimmung, des geistigen Wachstums und des inneren Aufbaus erinnern.

Nach der Befreiung fanden bei den bulgarischen Städtern neue Formen des europäischen städtischen Gemeinwesens eine vielleicht übertriebene Aufnahme. Die erste Zeit nach der Befreiung bedeutet in der Entwicklung der modernen bulgarischen Stadt eine Epoche gewisser Nachahmung, insbesondere der Hauptstadt. Wenn man aber heute in den innerlichen und äußerlichen Aufbau des bulgarischen städtischen Lebens eindringt, so kann man nicht umhin in den mannigfaltigen Einrichtungen Formen vorzufinden, die sich im Laufe der Jahrhunderte herauskristallisiert haben und nicht durch nachgeahmte Formeln ersetzt werden konnten. Die Bulgaren haben eine Gesamtheit städtischer Lebensäußerungen von ihren Vorfahren geerbt, über die wir vielleicht auch vieles Nachteilige aussagen könnten, aber eine eigene auf Überlieferung fußende Stadtkultur, die sich heute noch weiter auswirkt, haben sie aus der Vergangenheit geerbt.

Sofia.

STELLA HADSCHI-PETROWA.

Josef Strzygowski

Zum Gedenktag seines 80. Geburtstages am 9. März 1942.

Mit dem am 2. Jänner 1941 verstorbenen Kunstforscher JOSEF STRZYGOWSKI ist eine der interessantesten und umkämpftesten gelehrten Persönlichkeiten aus der Welt der deutschen Forscher dahingeshieden. Für den Schüler und Assistenten des Verstorbenen ist es natürlich nicht leicht, auf kurzem Raum das Leben, die Persönlichkeit, die Werke und die bleibende Bedeutung dieses eigentümlichen Mannes zu schildern.

Wenn ich von seinem Leben spreche, so sind die äußeren Stationen desselben ja nicht so zahlreiche: Bielitz, wo er am 9. März 1862 geboren wurde, München, wo er als Schüler des Archäologen HEINRICH BRUNN studiert hat, Graz, wo er dann von 1892—1909 Professor gewesen ist und schließlich Wien, wo er sich zunächst habilitierte und wo er von 1909 bis zu seiner Pensionierung 1932 gewirkt hat und schließlich gestorben ist. Daneben ist S. freilich weit in der Welt herumgekommen, hat Vortragsreisen durch fast ganz Europa und Nordamerika, Forschungsreisen nach Ägypten und Vorderasien unternommen, so daß er keineswegs dauernd an den Hauptstationen seines Lebens gewohnt hat.

Schon sein Geburtsort Bielitz an der deutschen Sprachgrenze gegen die Polen und im alten Österreich an der Grenze des deutsch regierten Schlesiens gegen das polnisch regierte Galizien gelegen, hat dem Manne von vorneherein das Schicksal des an der Grenze aufgewachsenen gegeben. Im Gegensatz zum Binnendeutschen hat so ein Grenzer stets die Vorstellung davon in sich, wie der slawische Nachbar die verschiedensten Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen aufnimmt und umbildet. So hat auch S. manchen Zug in seinem Wesen von seinen Nachbarn empfangen und es war gerade die Grenzlage seiner Heimat, die ihm die Augen dafür öffnete, daß es noch andere Werte gab, als die überlieferten der mitteleuropäischen Kultur mit ihrer im 19. Jh. besonders betonten humanistisch-antiken Grundlage.

Als Sohn eines Industriellen wurde er in die Realschule geschickt, die in jenen Zeiten als Neugründung gegenüber dem Gymnasium noch um ihre Geltung ringen mußte. Diesen Kampf des Realschülers, der sich dem praktischen Leben zugewendet glaubte, gegenüber der humanistischen Theorie hat S. noch als alter Mann geführt, in einer Zeit, wo der Gegensatz beider Schulen längst vergessen war. Als Realschüler hat er nun wieder das Praktisch-Technische am Kunstwerk gegenüber dem Literarischen hervorgehoben.

Das archäologische Studium in München lehrte ihn die genaue kritische Beschreibung der Kunstgegenstände, die er fortan gegenüber der Neigung vieler Kunsthistorikern zum Feuilletonstil als die einzig richtige Behandlung eines solchen schätzte.

Seine Habilitation ging nicht ohne Kampf vonstatten. Es war WICKHOFF, mit dem er jahrelang in heftigster Fehde stand, dessen giftgefüllte Feder oft und oft an S.s Werken sich wetzte. Es war die Ironie des Schicksals, daß er 1909 der Nachfolger des Widersachers wurde.

Gern und oft sprach er von Graz, wo er als erster Professor die Lehrkanzel für Kunstgeschichte innehatte. Er liebte die waldige Umgebung, weilte viel draußen in der Natur und verstand sich in Graz auch recht gut mit seinen Kollegen. Versuche, durch Beziehungen zu dem berühmten Diktator im preußischen Kultusministerium, ALTHOFF, auf eine Lehrkanzel Preußens zu kommen, scheiterten. Vielmehr wurden fortan die Auseinandersetzungen mit den Berliner Kunsthistorikern, vor allem mit Professor HERZFELD, eines der unangenehmsten Kapitel in den vielen wissenschaftlichen Fehden S.s. Die Liebe zur Natur teilte er mit seiner ersten Gattin, die eine extreme Anhängerin damaliger Naturschwärmerei gewesen ist, und ihn noch in Graz schnöde verlassen hat, nachdem sie ihm 5 Kinder gebar.

Es waren die Naturwissenschaftler in der Wiener Fakultät, die gegen die Historiker seine Berufung als Nachfolger von Wickhoff durchsetzten. Die Historiker, voran Ottenthal, sein Hauptgegner, erreichten, daß S. die am Institut für Geschichtsforschung vorgeschriebenen Vorlesungen über Kunstgeschichte nicht halten durfte, sondern daß für dieselben eine neue Professur errichtet und mit MAX DVOŘÁK besetzt wurde. So hatte die Wiener Universität nun von 1909—1920 zwei der bedeutendsten Kunsthistoriker des deutschen Kulturgebietes nebeneinander. Es war für die Hörer zwar äußerst anregend, zwei so verschiedenartige Forscher und Lehrer nebeneinander zu hören, aber, wenn es dann zu Prüfungen kam oder gar die Frage der Anstellung erwogen wurde, dann kam der Student in die heftigsten Gegensätze der beiden Schulen. Daß S. bis 1938 über keinerlei Einflüsse auf die Stellenbesetzung für Kunsthistoriker verfügte, hat ihn immer wieder heftig gekränkt; mancher beißende Ausfall in seinen Schriften geht darauf zurück.

In Graz gewann er als Assistenten und Mitarbeiter den Islamisten ERNST DIEZ (aus Lölling in Kärnten). Als er 1909 in Wien begann, wurde HEINRICH GLÜCK (Wiener) sein bedeutendster Mitarbeiter, der leider früh verstorben ist. Derjenige der dereinst Institut und Lehrkanzel zu erben hoffte, und dies seine Kollegen fühlen ließ, sein Ziel aber nur halb erreichte, weil seine Kraft nicht entfernt an die des Meisters heranreichte, war KARL GINHART (aus St. Veit an der Glan in Kärnten). Vor 1914 sind aus S.s Schule auch noch WITH und SALMONY hervorgegangen. Auch BRUNO GRIMSCHITZ (aus Moosburg in Kärnten) gehörte zu S.s Schülern in jenen Jahren. Nach dem Weltkrieg war es BRUNO BREHM (Sudetendeutscher) und FRITZ WIMMER, die seine begabtesten Schüler wurden. In die letzten Jahre von S.s Lehrtätigkeit kann man dann neben vielen anderen als heute in der Kunst-

literatur geachtete Namen noch anführen: OTTO DEMUS (aus St. Pölten), FRITZ NOWOTNY (aus Wien) und WERNER DEUSCH (Schwabe) und noch viele andere.

S. war im Wiener Ministerium für Kultus und Unterricht kein gern gesehener Gast. Denn seine harte und jähe Grenzerart, seine Neigung zu Kampf und Krach paßte recht schlecht zu dem Ton dieser nur im Konjunktiv verhandelnden Behörde, die den Begriff Recht nicht zu kennen schien. Man hat ihm daher dort stets möglichst schnell seine Wünsche erfüllt. Als er in Pension gehen mußte, wurde ihm dann sein Institut vernichtet. So erreichte er sehr bald zwei, 1922 sogar drei Assistenten, konnte eine Zehnzimmerwohnung gegenüber der Universität für sein Institut mieten und, als dieses Haus von der italienischen Versicherungsgesellschaft, die es besaß, vollständig besetzt wurde, 1922 in die Höresgasse 6 übersiedelt. An beiden Orten schloß die Privatwohnung S.s sich an das Institut an. Von 1909—1922 stand seine reiche Privatbibliothek neben den Büchern des Institutes auch den Studenten frei zur Benutzung. Ebenso hat er einen großen Schatz an Diapositiven bereits aus Graz nach Wien mitgebracht und bis zum Ende seines Wirkens auf fast 20.000 Stück gesteigert. In seinem letzten Lebensjahr wohnte er in Lainz, wo er ein Landhaus mit Garten besaß, in dem er, wie er sich 1937 rühmte, täglich zwei Stunden schaffte.

Aber so sehr sich auch die wissenschaftliche Arbeit mehrte, sich Mitarbeiter fanden und die Hörsäle füllten, ein hartes Geschick verfolgte ihn in seinem Familienleben. 1925 zum zweitenmal mit einer nahen Verwandten verheiratet und noch mit einem 6. Kinde beschenkt, mußte er die Nachricht ertragen, daß sein ältester Sohn als Student in Leipzig seinem Leben ein Ende gemacht hatte, mußte er erfahren, daß seine Schüler und Mitarbeiter einer nach dem andern sich wegen seines Temperaments von ihm trennten, daß sein Institut aufgelöst wurde und hat noch vieles andere Herbe und Traurige tragen müssen. Von einem schweren Leiden verfolgt, hat er trotzdem noch ein hohes Alter erreicht und ist erst am 2. Jänner 1941, fast 79 Jahre, alt gestorben.

S.s Persönlichkeit hatte wohl ebenso viel des Anregenden, Anziehenden, ja Herzlichen, wie heftige, düstere, ja selbst brutale Züge. Eine außerordentlich umfassende Kenntnis von Kunstdenkmälern, die er immer mehr und mehr, womöglich über die ganze Erde zu erweitern strebte, verband sich mit einer außerordentlichen Unmittelbarkeit, Frische und Empfänglichkeit, Neues aufzunehmen. Mit großer Schärfe sah er, wo sich diese neugewonnenen Erkenntnisse im Widerspruch zu irgendwelchen geltenden Theorien befanden. Mit jäher Ungeduld stürzte er sich auf jedes ihn so erfassende Erlebnis, kämpfte wütend gegen jede andersartige Tradition ohne jede Rücksicht und ließ sich von dessen Erlebnissen so sehr überwältigen, daß er fast niemals zu einer wirklichen Abrundung und zum „zu Ende denken“ seiner Erfahrungen kam. Es spielte dabei, so merkwürdig das klingen mag, doch die Realschule in seiner Jugendzeit eine Rolle. So sehr er sich mühte, den Begriff des Werdens mit allen seinen Vielfältigkeiten und Möglichkeiten hat er niemals ganz erfaßt. Er konnte die einzelnen Gegenstände, aber auch die Kunstrichtungen nur stets als Ganzes sehen und dadurch wurde in seinen Händen jede Entwicklung zu einer mechanischen Mischung, er wurde dadurch gezwungen immer wieder auch dort verlorene Komponenten zu suchen, wo lediglich Entfaltung von innen her aus vorlag.

So war auch im persönlichen Verkehr; ein neuer Schüler, eine gute Dissertation konnten ihn restlos begeistern, aber eine kräftiger sich entwickelnde Persönlichkeit eines Assistenten, eine auch nur still geahnte Kritik an den Thesen, die ihm gerade durch den Kopf gingen oder der Versuch der Assistenten, sein Temperament

zu zügeln, führte zu Mißtrauen und dann zu wildesten Ausbrüchen und schließlich zu einer von Strebern ausgenützten Vereinsamung; aber so unmittelbar, wie er in allen seinen Empfindungen war, konnte er nach Jahren dann wieder sich ebenso freuen, den gegangenen Mitarbeiter zu treffen, als wenn nie ein Zwischenfall eingetreten wäre.

So wie sein Temperament, war auch seine Arbeitsweise. Irgendein Stück seiner Gedanken erfaßte ihn so mächtig, daß er alles vergessend begann diese Gedanken so zu formen und in die Schreibmaschine hineinzuhämmern. Riß der Faden der Gedanken ab, so kam irgendein anderer Gedanke daran, und diese losen Blätter ordnete er dann nach dem noch zu besprechenden „System“ und schuf so seine Werke. Der inzwischen auch verstorbene Orientalist BAUMSTARK, der jahrelang S.s Werke mit großem Interesse verfolgt hatte, sagte mir 1929 mit Bezug auf ihn, es gäbe eben Menschen, die, wenn sie noch so bedeutend wären, doch niemals anderes produzieren könnten als Bruchstücke. So waren auch die Vorlesungen; zu Beginn des Semesters mitreißend, gegen das Ende desselben nicht erfüllend, was sie am Anfang versprochen. Seine Gedanken waren gefährlich für blinde Anhänger, wertvollste Gabe für jene, die sie mit Kritik aufzunehmen verstanden.

Es ist schwer, bei den vielen Werken S.s irgendeine politische Gesamthaltung aufzuzeigen, die ihn getrieben hätte. Nicht, daß er keine politische Überzeugung gehabt hätte, aber sie war nicht die oberste Triebfeder, nach der er schuf. Entsprechend seiner Herkunft und seinem Werdegang zählte er zu den nationalen Kreisen des alten Österreich und der österreichischen Republik. Besonders seit 1917 trat immer stärker bei ihm das Suchen nach dem nordischen Geistesgehalt im mittelalterlichen Christentum hervor. Von hier aus ist er auch zum Nationalsozialismus gekommen.

Ein Überblick über die außerordentlich große Zahl von Werken S.s kann sich nur auf jene wenigen Werke beschränken, welche an Umfang oder an Bedeutung für die Richtung seines Schaffens kennzeichnend sind. Als Dissertation wählte er die Ikonographie der Taufe Christi (1885). Von ihr führt noch ein gerader Weg zu seinen Untersuchungen über Cimabue und Rom (1888). Hier versuchte er mit Hilfe ikonographischer Einzelheiten festzustellen, was in den Fresken der Oberkirche von Assisi von dem viel umstrittenen Florentiner herstammte. Italienische Fragen haben auch seine nächsten Arbeiten bestimmt: Ein überraschender Fund in den bis dahin sorgsam versperrten Appartemento Borgia des Vatikans und ein Versuch, die Entwicklung der Malerei von Raffael bis gegen 1550 zu schildern, bestimmten die beiden nächsten Arbeiten.

Diese Werke hielten sich noch durchaus im Rahmen dessen, was um jene Zeit, die nur drei Höhepunkte der Kunst anerkannte (nämlich die klassische Antike, die Renaissance Italiens und das 19. Jh.) als Stoff für kunstgeschichtliche Abhandlungen galt. Der Eindruck Roms auf S. wich jedoch von dem, was sonst dort von deutschen Forschern an Eindrücken aufgenommen wurde, beträchtlich ab. Die zahlreichen Kirchen des Hochbarocks erschienen ihm leere Pose. Von hier nahm er den glühenden Haß gegen die „Machtkunst“ mit. Im Gegensatz dazu waren es die Basiliken Roms und ihre altchristlichen Mosaiken, denen seine ganze Liebe gehörte. Und nun ging in ihm das Fragen los: war es denn wirklich richtig, daß diese reiche Kunst des 4. bis 6. Jh.s aus der ganz anders gearteten Kunst der Katakomben abzuleiten war, wie die Theorie jener Zeit, der Rom alles war, wollte. Mag sein, daß gerade die Tatsache, daß er an der Grenze dieser abendländischen Kultur gegen die slawische Welt zu Hause war, ihm hierfür die Augen geöffnet hat. Ressentiment des Realschülers kam dazu; er begann den Kampf gegen die „Humanisten“.

So begannen 1899 die Werke, in denen er mit der ganzen Glut seines heißen Erlebens gegen jene klassische Theorie zu Felde zog und ihr bis 1918 durch eine Unzahl großer und kleiner Schriften immer mehr dem Boden entzog. Die Katakombe von Palmyra war es, die er am Beginn dieser langen Forschungen den Katakomben Roms entgegenstellte. Programmatisch zugespitzt war die ganze Frage in einem Aufsatz über Porphyrtplastik: Orient oder Rom? (1902). Zu langen Fehden Anlaß gab seine Untersuchung der Fassade des nach Berlin gekommenen arabischen Palastes von Mschatta 1904. Während die klassizistische Richtung in Berlin (Herzfeld) behaupten wollte, daß dieses Werk beweise, wie stark gegen 700 n. Chr. der Einfluß von Byzanz und der „klassischen“ Kunst auf die Araber gewesen sei, setzte S. das Werk um 400 n. Chr. an. So erschloß in jenen Jahren S. ein Gebiet Vorderasiens nach dem andern. Der Katalog der koptischen Denkmäler im Museum von Kairo, an dem er zwei Jahre dortselbst gearbeitet hatte, die Veröffentlichung der Kirchenruinen von Bimbirkilisse (Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte 1903), die Miniaturen des serbischen Psalters 1906, die Veröffentlichungen über die Bauten des nördlichen Mesopotamien (Amida 1910) und schließlich das große Werk über die Baukunst der Armenier und Europa (1918) bilden die umfangreichsten der zahlreichen Veröffentlichungen dieser Jahre. Dabei hat S. jedes Jahr eine ganze Reihe kleinerer Untersuchungen veröffentlicht und zusammengestellt, beginnend mit der Frucht seiner ersten Reise in den Orient dem Etschmaidzin-Evangeliat (1891). Er war auch selbst wiederholt an allen diesen Orten des vordern Orients. Immer wieder konnte er, wenn seine Gegner ihn angriffen, mit neuen Denkmälern antworten. Bauwerke, Malerei, Kleinkunst, alles hat er erfaßt und behandelt. Und so sehr ihn der Haß aller jener verfolgte, die ihre oben geschilderte klassische Kunsttheorie wanken sahen, immer wieder mußten sie sich geschlagen geben. Im Institut S. sagte man boshaft von Herzfeld, er grabe sich die Gegenbeweise für seine Theorien selber aus.

Das Institut griff noch weiter. Kurz vor dem Weltkrieg fällt eine Reise, die vom Institut bezahlt wurde, welche in großer Menge Fotos von japanischen Bronzefiguren des 8. und 9. Jh.s lieferte, alle buddhistischer Herkunft.

Noch nach einer anderen Seite griff S. in jenen Jahren, und dieser Griff sollte für die nächste Periode seines Schaffens maßgebend sein. Ein Goldschatz, der in Albanien gefunden und zum Teil in seinen eigenen, zum Teil aber in den Besitz des berüchtigten Amerikaners Morgan gelangt war, bilden Ausgangspunkt. ALOIS RIEGL hatte Jahre vorher den Versuch unternommen, die große Zahl von Funden aus der Völkerwanderungszeit in die These von der klassischen Herkunft aller Kunst einzubauen. So wertvoll Riegls Werk (die römische Kunstindustrie) methodisch heute noch ist, so wenig war diese Ansicht zu halten. Gerade an diesem albanischen Goldschatz konnte S. deutlich auseinanderlegen, was von den einzelnen Stücken des Schatzes byzantinisch war und was einem ganz anderen Kunstkreise angehörte, den S. mit den Nomaden Innerasiens in Zusammenhang brachte (Altai-Iran und die Völkerwanderung [1917]).

Die folgenden Jahre, die S. auf Vortragsreisen nach Schweden, Finnland und Nordamerika brachten, haben zunächst diesen neuen Gedanken der Kunst des Nordens noch nicht so sehr in seinen Werken zum Ausdruck kommen lassen, wie dies in Vorlesungen und im Seminar geschah. Die Werke der Jahre 1913—1923 galten vielmehr einer Art Abrundung seiner bisherigen Forschungen. Das Buch über den Ursprung der christlichen Kirchenkunst (1920) suchte nun endgültig die Heimat der altchristlichen Kunst zu bestimmen. Da ein Gebiet, in welchem sich Denkmäler

fanden, die schon vor 300 dem Typus der späteren christlichen Bauwerken zeigten, nicht vorhanden war, suchte S. Persien als die Heimat dieser Kunst zu erweisen. Es ist keine Frage, daß gerade diese Lösung ein Fehlgriff war, und daß nur das Gebiet des nördlichen Mesopotamiens, wo die ältesten Kuppelbauten stehen, als Ursprungsland in Frage kommen kann. Denn das nördliche Mesopotamien war im 2. und 3 nachchristlichen Jahrhundert der Brennpunkt der geistigen Entwicklung in Vorderasien, dort kämpfte das Christentum mit Gnosis, Zoroaster, Mani und den Mandäern um den Sieg. S. war jedoch auf der Suche nach der Herkunft der Landschaftsmalerei auf die Miniaturen aus dem Kreise der persischen Mongolenkhane des 14. Jh.s gestoßen und glaubte nun in diesen Miniaturen eine Fortsetzung einer älteren Landschaftskunst Persiens zu finden. Ebenso suchte er Beziehungen zwischen Feuertempeln der Zoroaster-Religion und den Kuppelkirchen, letzteres nicht ohne Grund, wie neueste Forschungen beweisen.

Außerdem galten jene Jahre einer methodischen Durchbildung seines Systems der Kunstbetrachtung. Dieses Ziel, dem die beiden nächsten großen Werke: *Kunde, Wesen und Entwicklung* (1922) und *die Krisis der Geisteswissenschaften* (1923) dienten, führte zur Einführung eines sehr straff aufgebauten Seminarbetriebes. Der Anfänger mußte zunächst zwei Semester lang einen Überblick über den Denkmälerbestand der abendländischen Kunst gewinnen. Er mußte dann darüber ein Kolloquium bestehen, worauf er in das Seminar aufgenommen wurde. Im Seminar mußte er ein einstündiges Referat halten, in welchem er zeigen sollte, daß er S.s System der Kunstbetrachtung beherrschte, sodann mußte er zwei weitere, je zweistündige Referate halten und dann erst erhielt er das Thema einer Dissertation. Die Referate wurden den einzelnen Assistenten zur Vorbesprechung zugewiesen; war das Referat fertig, so mußte es am Donnerstag Vormittag im Beisein des Assistenten vor S. unter 6 Augen gehalten werden und war es dann genehmigt, so konnte es am folgenden Montag um 16 Uhr öffentlich vorgetragen werden. Ich habe in keinem Seminar oder Institut eine ähnlich gründliche Vorbereitung erlebt, die Schwierigkeit war eine einzige, aber um so größere: S. stellte als Themen für die Referate Aufgaben, die weit über die Fähigkeiten eines Studenten hinausgingen, ja in ihrem Umfang kaum von Professoren hätten bewältigt werden können. Alle Versuche, die Themen der Kraft der Studenten anzupassen, scheiterten an seiner vorwärtsstürmenden Ungeduld.

Die folgenden Jahre widmete S. der Erforschung dessen, was er Norden nannte. Das *Sammelwerk: Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas, Heidnisches und Christliches um das Jahr 1000* (1926), eröffnete die Reihen der großen Werke, die versuchten, hinter der Baukunst des Mittelalters in Europa und Vorderasien eine umfängliche Holzbaukunst germanischer, finnischer und slawischer Herkunft zu suchen. Hieher gehören vor allem noch die Werke: *Forschungen zur Entwicklung der alten kroatischen Kunst* (1927) und *Die altslawische Kunst* (1929). Immer mehr Bedeutung gewann in diesem Zusammenhang für ihn die Kunst Chinas und so zog er 1930 und 1932 in zwei großen Werken über die Kunst Asiens, die Summe aus der Arbeit der vorangegangenen Jahre.

Aber nicht bloß Asien und Europa wurden in seine Kunstforschung einbezogen, er griff auch auf die Kunst des alten Mittelamerika, der Südsee und der Negervölker hinüber.

So entwickelte sich ihm in den letzten Jahren seines Lebens, die äußerlich spurlos an ihm vorüber zu gehen schienen, die Vorstellung von drei großen „Nordströmen“: in Europa, Nordasien und Nordamerika, die in einer weit zurückliegenden

Zeit — er sprach von 2000 v. Chr. — die große Kunstblüte hervorgebracht hätten und von wo die Kunst in die „Treibhäuser des Südens“ eingeströmt wäre, wo sie nun zur „Aufmachung der Macht“ dienten. Die letzten Werke, die er geschaffen hat, haben nun versucht, dieses Entwicklungssystem klarzumachen und den Inhalt der „Nordkunst“ hinauszustellen. Landschaftsmalerei, Holzbau, Ornamentik sind ihm die Kennzeichen der Nordkunst, die menschliche Gestalt, das Nackte, der Steinbau, der Realismus solche des Südens. Auch hier schoß er, wie so oft, übers Ziel; es bedarf erst einiges Abstandes, das Wertvolle in seinen Gedanken über den Norden von Augenblickseindrücken zu scheiden.

Wenn es nun gilt, nach dem Tode S.s zu sagen, was von all diesen Gedanken hat bleibende Bedeutung, möchte ich vor allem zwei Dinge hervorheben: einmal die Sprengung und Erschütterung jenes liberalen Bildes von der Kunstgeschichte, das in Antike, Renaissance und 19. Jh. die Gipfel aller Kunstentwicklung sehen wollte und dann in S.s Methode der Kunstbetrachtung und deren philosophischen Gehalt.

Erst die Forschungen von S. haben es ermöglicht, jenen Eindruck von der Spätantike zu gewinnen, der heute weitgehend bestimmend ist. Wir sehen nicht mehr die klassische Größe der Werke der Zeit Justinians als den eigentlichen Inhalt dieser Spätzeit. Im Gegenteil auf Schritt und Tritt läßt sich heute der Sieg des Orients über Hellas und Rom belegen und damit dartun, daß die Germanen bei ihrem Eintritt ins Römerreich keine klassische Kultur, sondern eine orientalische ange-troffen haben. Um so wuchtiger entsteht damit für jeden ernsten Forscher die von der Wissenschaft so sehr vernachlässigte Frage, was die Germanen an Eigenem in diese Entwicklung eingebracht haben und wie es möglich war, daß aus der Vermählung von Spätantike und Germanentum die großen Kunstleistungen des abend-ländischen Mittelalters entstanden sind. Nicht weniger ist durch die Forschungsarbeit von S. die Vorstellung einiger deutscher Islamisten (BECKER) zerbrochen worden, welche im Islam ebenfalls nur eine Fortsetzung der klassischen Welt sehen wollte. Der Islam ist vielmehr der endgültige Sieg des Orients über den Hellenismus.

Es mag seltsam klingen, wenn ich S.s System der Kunstbetrachtung als die zweite Hauptleistung dieses Forschens ansehe. Denn er hat bei seinen Lebzeiten für dieses System nur den Spott der meisten Fachgenossen geerntet, denen eine strenge Methode ein Greuel gewesen ist. Und S. selber war alle Philosophie fremd geblieben. Der Grundgedanke dieses Systems, daß jedes Kunstwerk zwei Seiten hat, nämlich die der Erscheinung und die der Bedeutung und daß innerhalb dieser beiden Seiten auf jeder Seite Vorhergegebenes und vom Künstler Neugeschaffenes einander ergänzen, scheint mir der Grundgedanke für die Methode der Analyse aller geistigen Erscheinungen darzustellen. Nichts aber ist notwendiger, wenn wir über die bisherigen Ergebnisse der Geisteswissenschaft hinauskommen wollen, als ein Versuch zu einer Analyse geistiger Zustände und Erscheinungen sei es im Rechtsleben, in der Dichtkunst, im religiösen Leben und an irgendwelchen anderen Stellen des Kulturlebens zu gelangen. Ich könnte mir denken, daß mancher philosophische Schluß aus den Formgedanken S.s gezogen werden könnte.

Wenn ich am Schlusse dieser Betrachtung noch sagen darf, was mir Josef Strzygowski in vier Studienjahren von 1918—1922 und fünf Assistentenjahren 1922—1927 über die eben hervorgehobenen Seiten seines Wesens gegeben hat, so möchte ich bekennen, daß ich niemals innerhalb der Geschichtswissenschaft so deutlich erfahren habe, was Kulturkreise sind und bedeuten, wie bei der unendlichen vielen Zahl von Denkmälern aller Völker, die S. an uns vorüberziehen ließ. Der

Historiker des Mittelalters wie der Neuzeit lebt ja viel zu sehr innerhalb des abendländischen Kulturkreises eingespannt, als daß er auf dem Gebiete der Geschichte je die Möglichkeit fände, über dieses Gebiet hinauszugehen.

Darüber hinaus darf ich behaupten, daß ich es S. verdanke, daß ich in der wissenschaftlichen Laufbahn geblieben bin. Es gibt Stunden in der gemeinsam verbrachten Zeit, an die ich stets gerne denken werde. Darüber hinaus waren die Kameradschaft und die Anregungen, die ich von meinen Mitassistenten HEINRICH GLÜCK und FRITZ WIMMER im Institut empfangen habe, Werte, die ich in meinen Erinnerungen nicht missen möchte. Auch die Anspannung aller Kräfte durch den oben geschilderten Lehrbetrieb hat mir manches gebracht, was ich aus Eigenem nicht gefunden hätte.

So bekenne ich mich als Historiker stolz als Schüler Josef Strzygowskis, jenes Mannes, der im Kampf mit so manchen Historikern zu Unrecht als ein alles Geschichtswissenschaft fremder und feindlicher Geist hingestellt wurde und der auch der Geschichtswissenschaft durch die oben geschilderten Ergebnisse seiner Forschungsarbeit neue Wege eröffnet hat, die sie noch beschreiten muß, ein Mann von der Volksgrenze, darum keiner nach der Schablone der Hauptstädte, dafür aber einer, der Neues brachte.

St. Pölten.

E. KLEBEL.

Gottfried Fittbogen † (1878—1941)

Am 22. September 1941 ist unser Mitarbeiter Dr. GOTTFRIED FITTBOGEN nach kurzer Krankheit in Berlin gestorben.

F. wurde am 20. Januar 1878 in Ahrenshagen (Neuvorpommern) als Sohn eines Pfarrers geboren. Er war Zögling des berühmten Joachimsthalschen Gymnasiums. Nachdem er die erste theologische Staatsprüfung bestanden, wandte er sich ganz der Germanistik zu und wurde 1907 Oberlehrer (Studienrat) in Berlin-Neukölln, schied aber bereits Oktober 1911 aus dem Schuldienst aus, um sich wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er hatte erkannt, daß es unmöglich sei, gleichzeitig den Anforderungen des Schuldienstes und wissenschaftlicher Forschung zu genügen, und wurde Privatgelehrter — unbekümmert um mögliche Schwierigkeiten, auf die ein wohlwollender Vorgesetzter ihn hinwies, gehorsam seinem Wahlpruch: „Hier gilt es konsequent zu sein!“ 1923 erschien als Abschluß dieser wissenschaftlichen Tätigkeit „Die Religion Lessings“. Diesem Buch hat F. ein Bekenntnis vorangestellt, ein Zitat aus einem Lessingbrief: „Den schönen Wissenschaften sollte nur ein Teil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigeren Dingen zu üben, ehe wir sterben.“ Mit wichtigen Dingen, die seine Lebensarbeit werden sollten, beschäftigte sich F. schon seit 1910. Davon schreibt er im gleichen Jahr 1923 an anderer Stelle: „Die Kunde vom Grenz- und Auslandsdeutschum ist erst in der Entwicklung zu einem eigenen Wissenschaftszweig begriffen. ‚Die bisherigen Erscheinungen entbehren eines festen Planes . . . Es sind alle herausgebrachten Werke mehr oder weniger Gelegenheitschriften‘ (HUGO GROTHE im Jahrbuch des VDA 1922, S. 30). Es fehlt ein fester geistiger Mittelpunkt. Vertreter der verschiedensten Fächer (Geographen, Historiker, Juristen, Theologen, Germanisten, Statistiker) haben auf diesem Gebiete mitgearbeitet, und das ist gut so. Es ist aber mehr nötig als Mitarbeit, nämlich Lebensarbeit. Die Wissenschaft vom Auslandsdeutschum bedarf immer vieler Hilfswissenschaften, aber ihr Schwergewicht muß sie in sich selbst tragen . . . nicht bloß der Zustand dieser Wissenschaft ist unfertig, auch die